

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Eugen Röcker, stud. theol., Tübingen [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Eugen Röcker, stud. theol., Tübingen,
geb. 9. Oktober 1893 in Ravensburg,
gest. 21. Juni 1917 in Bremerhaven im Lazarett.

Zwischen Verdun und Reims, 2. September 1914.

Während wir uns im Bach einnisteten, wurde das Feuer der französischen Artillerie immer heftiger. Ich hatte ja schon manches Granatfeuer mitgemacht; im Gefecht von hatte ich sogar im feindlichen Granatfeuer geschlafen, weil die französische Artillerie damals nicht gut schoß und nur einige Granaten in unsere Reihen schlugen; aber solch einen betäubenden Höllenlärm hatte ich noch nie erlebt. In der Hecke oben, die wir rechtzeitig vorhin hinter uns gelassen hatten, schlugen jetzt massenhaft die Granaten ein; ich dachte mit banger Sorge an die noch droben liegenden Kameraden! Und schon langten die Granaten auch weiter zu uns in den Grund herunter, jetzt schlugen sie hinter, jetzt auch schon vor unserem rettenden tiefen Bachbett ein. Wir duckten unsere Köpfe unter den Rand herunter; saufender Wind und Fegen flogen über uns hinweg. Ich holte mir Kraft beim Herrn der Heerscharen; ich las meinen Leuten mit lauter Stimme — ich mußte fast schreien in dem Getöse — Psalm 91 vor und rief Gott in inbrünstigem, lautem Gebet um Hilfe an, im Sprechen immer wieder durch das Krachen der in unserer Nähe aufschlagenden Granaten und plägenden Schrapnells unterbrochen. Und das Gebet half! Bald ließ das Granatfeuer an Heftigkeit nach und, jubelnd von uns begrüßt, kam links von uns aus der Hecke herunter in den Bach unter Führung eines Leutnants eine Schützenlinie, etwa 40 Mann stark. Jedenfalls war ich froh, daß ich nicht mehr allein mit meinen 20 Mann hier unten saß, von aller Welt abgeschnitten.

7. Mai 1915.

Auch heute ist wieder ein wunderbarer Tag. Sommerliche Wärme durchströmt das Tal. Wunderbar ist der Vogelsang. Besonders abends in der Dämmerung oder nach einem erfrischenden Regen lebt die zahlreiche Vogelwelt auf. Den Unterton zu diesem in der Stille des abendlichen Tales ergreifenden Konzert gibt das weithin schallende Quaken der vielen Frösche. Dann verstummen die Vögel allmählich, später erst die Frösche, und nun beginnt die Nachtigall unermüdlich bis tief in die Nacht hinein zu schlagen.

Es ist einfach herrlich hier. Und jeden Abend stehe ich vor meiner Hütte, ganz gefangen genommen von allen Schönheiten, die sich für Auge, Ohr und Herz aufstun. Es ist wahrhaft paradiesisch schön. Schöner kann es in der schönsten Sommerfrische nicht sein. Einen Blick möchte ich Euch gönnen auf diesen paradiesischen Fleck Erde und besonders auch in meine Hütte. Ich glaube, daß Ihr noch kaum einen solch gemütlichen Raum gesehen habt. Durch das eine Fenster den Blick auf den See, durch das andere den Blick auf das Tal hinunter; durch die offene Tür scheint morgens die Sonne herein. Die Wände sind freundlich geschmückt. Diese Wände aus Birkenstämmchen geben zusammen mit dem Moos, das die Fugen zwischen den Stämmchen verstopft, eine ganz eigenartige Behaglichkeit. Auf dem Berghang gegenüber nimmt das Frühlingsgrün täglich zu, sogar die Eichen schlagen schon aus. Nur selten unterbricht hier eine heftige Schießerei die feindliche Stille. Der gewöhnliche Lärm in der Kampflinie ist zwar hörbar, aber man achtet nicht darauf. Und das alles nennt sich Weltkrieg! Und doch, in wenigen Tagen ändert sich für uns die Szene, dann stehen wir wieder mitten darin.

Den 11. Mai 1915.

Wenn ich den Tod von Sch. überdenke und bedenke, daß es mir jederzeit gerade so ergehen kann, so muß ich mich wundern im wahren Sinne des Wortes, was für eine herrliche Wirkung der Krieg auf den Menschen hat. Es ist ein wahres Wunder Gottes, wie er uns in diesen Zeiten des Vertrauens mit dem Tod diesen sonst so gefürchteten Schrecken überwinden lehrt, an den in Friedenszeiten die meisten Menschen nicht einmal zu denken den Mut haben. Ich verstehe jetzt das Wort: „Tod, wo ist dein Stachel?“, besonders seit jenem 2. September, wo es in der Stunde, die den Gipfel meines Lebens bedeutet, das gewissermaßen triumphierende Schlußwort meines langen, an den 91. Psalm angefügten Gebetes bildete. Gerade jetzt, wo die Sonne ebenso scheint, wie damals in dem Kampf, den an Furchtbarkeiten wohl nicht viele Schlachten des Feldzuges übertreffen werden, erinnere ich mich wieder besonders lebhaft daran. Ich spürte mich damals förmlich älter werden. Und heute würde ich es fast lächerlich finden, ein Jüngling geheißen zu werden. Kriegsjahre zählen nicht wie sonst doppelt, sondern 10- und 100fach. Es ist wunderbar, wie ruhig man angesichts des unablässig drohenden Todes wird. Gestern noch ein Fuchs, heute als Mann Vorgesetzter vom 80 Leuten und ihr Führer in allen Dingen. Es ist merkwürdig, wie mit den Aufgaben die Kräfte wachsen. Ich sehe im Geiste ältere Leute, die nicht im Kriege sind, lächeln bei dem Ge-

danken, daß ein Fuchs auf einmal solch eine Rolle spielt, aber ich lache über sie, die nicht wissen, was für Kräfte Gott in vielleicht unscheinbare Träger legen kann. Sollte ich in diesem Kriege fallen, so ist Euer Opfer schwerer als meines. Und ist es nicht etwas Großes, der höchsten Aufgabe des sittlichen Lebens gewürdigt zu werden, deren überhaupt ein Mensch fähig ist?

7. Oktober 1915 (Champagneschlacht).

Die Zeichen mehren sich, daß die Franzosen unsere Stellung angreifen wollen. Ich würde es für ein Unrecht halten, Euch nicht von dem Ernst der nächsten Tage in Kenntnis zu setzen, wenn ich es vom militärischen Standpunkt aus verantworten kann. Übermorgen komme ich in Kampfstellung. Wenn der Sturm nicht schon vorher losbricht, wird's voraussichtlich losgehen, solange ich in vorderster Linie bin. Ich weiß, daß es dabei heißer hergehen wird, als bei dem Sturm im Sommer, aber ich weiß auch mit Euch, daß ich auf jeden Fall in Gottes Hand liege. Er wird es recht machen und herrlich hinausführen, sollte es auch uns Menschen oft erst später, vielleicht erst bei der Wiedervereinigung in einem höheren Leben klarwerden. Ich bin freudig gehobenen Herzens. Was haben wir zu verlieren? Nichts als unser ärmliches Leben, die Seele vermögen sie doch nicht zu töten. Was sollten wir uns fürchten? Ihr werdet für mich Kraft zum Ausharren im Granatenhagel erflehen, wenn Ihr diesen Brief in Händen habt. Ihr werdet nicht um mein irdisches Leben bitten, sondern darum, daß mich Gott im Leben und im Sterben nicht verlassen möge. Näher, mein Gott, zu dir!

Bleib' mir dann zur Seite stehen, wenn mir Grauen macht der Tod,
als das kühle, scharfe Wehen vor des Himmels Morgenrot!
Wird mein Auge dunkler, trüber, dann erleuchte meinen Geist,
daß ich fröhlich zieh' hinüber, wie man nach der Heimat reist!

3. November 1915.

Nun kenne ich die Entwicklung des Stellungskrieges seit einem Jahr. Riesig ist der Fortschritt. Vor einem Jahr steckte unsere Schützengrabenkunst noch arg in den Kinderschuhen, damals habe ich Euch ganz erfüllt von den Leistungen der Truppen in Schützen- und Laufgrabenanlagen geschrieben. Heute ist's dagegen ein Großbetrieb, kilometerweit ziehen sich die Laufgräben hin, alle mit Zehntausenden von „Bengeln“, d. h. Knüppeln, belegt. Trockenen Fußes

wäre man gestern in die Stellung gekommen, wenn man nicht vor dem Eintritt in den Laufgraben in Schlamm und Pfützen hätte waten müssen. Jeder Musketier hat jetzt einen sichereren Unterstand als damals ein Bataillons- oder Kompagnieführer. Freilich hatte man es in dieser idyllischen Zeit, da Minen und Granaten (außer leichten Granaten) im Argonnenwald eine unbekannte Größe waren, auch nicht nötig, sich bombensicher einzudecken. Man konnte es aber auch noch nicht. Mit der Zunahme der neuen Kampfmittel und ihrer fortwährenden Verbesserung aber war man genötigt, immer tiefer in die Erde zu gehen. Immer unterirdischer wird der Krieg. Immer vollkommener wird die Versorgung der Truppen mit allen Annehmlichkeiten, immer vollkommener freilich auch die „Versorgung“ durch den Gegner. So ergibt sich das merkwürdige Bild eines an Schrecken reichen Kulturkrieges, während ein Bewegungskrieg viel kulturloser ist, aber auch weniger reich an ständiger Gefahr. Im Kulturstellungskrieg kann man, während man in einem tadellos eingerichteten Unterstand behaglich sitzt, jederzeit in der nächsten Sekunde tot sein. Im Bewegungskrieg schläft man etwa auf einer nassen Wiese im Nebel, unter freiem Himmel, friert unsäglich, ist aber außer Gefahrenbereich. Es tut einem also die Wahl wehe.

Die Zeit geht riesig schnell herum. Wenn ich so den verflossenen Monat überdenke, so bin ich unendlich froh, ihn im Feld zugebracht zu haben, ja, größtenteils in Kampfstellung. Nicht um viel wollte ich diesen Monat im kugelsicheren Weingarten zugebracht haben. Auch Euch wird ein von mir im Feld glücklich überstandener Monat viel lieber sein als vier geruhjame Weingärtner-Ansiedlungs-Wochen. Jetzt habe ich bald ein Jahr Krieg auf dem Buckel. An meiner körperlichen Festigkeit ist es spurlos vorübergegangen, die dreiviertel Jahre Stellungskrieg aber haben mir Zeit und Gelegenheit zur inneren Vertiefung gegeben, den Anstoß dazu der Bewegungskrieg. Die Zeit vom 1. November 1914, dem Tage, als ich im Argonnenwald eintraf, bis zum Gottesdienst auf dem neuen großen Friedhof vorgestern, am 1. November 1915, bedeutet für mich — zu Euch kann ich so sprechen, weil Ihr wißt, daß ich nicht prahlen will — einen ungeheuren Fortschritt an innerer Reife zum Mann und an Glaubensfestigung. Es ist ein einzigartiger Jahresabschnitt meines Lebens, diese Zeit zwischen den jeweiligen ersten Tagen dieser beiden Monate November. Ob mir wohl je wieder in meinem Leben ein an Hohem und Tiefem, an Freud und Leid, an Entbehrung und wahrem Genuß so reiches Jahr beschieden sein wird?

12. Dezember 1915.

Wir haben jetzt glücklich die dreißigsten Tage der ganzen Schmutzperiode in Kampfstellung genossen. Das Wetter ist ganz schauerhaft. Die Sorge um den Gegner tritt ganz zurück vor der Sorge um den Dreck. Mit einem gewissen Galgenhumor ergeben wir uns in unsere Lebensart. — — In meinem Unterstand kann ich nicht auf dem Lager schlafen, da es im tiefen Wasser schwimmt. Vorhin habe ich, auf einer elenden Bank sitzend, ein paar Stunden geschlafen. Die Stiefel sind voll von der nassen Schlammbrühe; darin stehen die Füße; tagsüber macht das gar nichts aus, nur in der 15stündigen Nacht wird die sonst eigentlich sich angenehm anfühlende Brühe in den Stiefeln kalt. Ich würde mich ja gerne im Graben warm laufen, wenn man nur bei Nacht im Graben gehen könnte. Aber der Dreck ist zu furchtbar, trotzdem heute fieberhaft von zahllosen Händen daran geschafft worden ist. Ihr habt noch niemals einen Menschen in so dreckstarrendem Anzug gesehen, wie ich ihn trage.

An ständig und völlig nasse Füße bin ich jetzt gut gewöhnt. Ich bin jetzt schon als Sumpflebewesen „akklimatisiert“. Der Fisch ist auch immer naß, warum soll's der Mensch nicht sein können? —

In ein paar Stunden im Hüttenlager! Es ist kaum auszudenken, wie herrlich das sein wird. — — Die Erinnerung an die Lage dieses, den Menschen zum Tiere erniedrigenden, zähen oder flüssigen Lehmbreies wird mir später eine dauernde Freude sein. Zweierlei hat der Schmutz nicht vermocht: mir meine Schnürstiefel von den Füßen zu ziehen, und mir meine Kriegsfreude zu nehmen. Nur das bedrückt mich, wie unsäglich unsere armen Musketiere unter all den Mühsalen leiden. Und es regnet und regnet fort und fort, kein Platzregen, der bald aufhören muß, sondern ein raffiniert feiner, alles zerstörender Nieselregen von langer Dauer — — —

Argonnenwald, 13. Dezember 1915.

Es naht das zweite Weihnachtsfest im großen Krieg. Gut, daß man nicht in die Zukunft schauen kann; sonst hätte man vor einem Jahre verzweifeln können. So reiht sich aber fast unauffällig Monat an Monat. Und jetzt ist schon wieder Weihnachten da. Ich habe in diesen 12 Monaten seit dem letzten Weihnachtsfest viel erleben dürfen, Wunder an Bewahrung und Erhaltung, an innerem Zuwachs. Viel Freude — ich denke vor allem an die 2 1/2 Monate in der Heimat — und viel Schweres. Doch überwiegt die Freude bei weitem. Alles überstandene Schwere ist ein Grund zur Freude. Wenn ich alles überblicke, was ich in diesem Kriege habe erleben dürfen, so freue ich mich unsäglich

darüber. Und so freue ich mich auch schon der Zukunft, was sie auch Herbes bringen möge. Sollte ich diesen Krieg überleben oder nicht, ich habe auf jeden Fall Grund, mich zu freuen. Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen. Ich freue mich über den Krieg, freue mich der Erinnerungen der letzten 17 Monate, der Gegenwart, die ich erleben darf, der Zukunft, die mir bevorsteht. Ja, der Krieg freut mich als persönliches großes Erlebnis, als entscheidendes geschichtliches Erlebnis für unser Volk. Muß doch unser Volk das alles leiden, um zu erfüllen, was ihm beschieden ist! Ich wollte diesen Krieg nicht mehr ungeschehen machen. Gewiß ist der Krieg nicht mit der Dichtung des reinigenden Gewitters abzumachen; er ist und bleibt etwas Gräßliches. Nur sub specie aeternitatis betrachtet läßt er sich seines Schreckensgewandes entkleiden. Das meine ich eben mit meiner Freude über den Krieg auch als ein Erlebnis für unser Volk. Ich glaube, schon der Gedanke Krieg wäre mir unerträglich, wenn es nicht einen gäbe, der allen Jammer stillen und alle Tränen trocknen kann, der all das von Menschen an Bösem Erdachte in Gutes wandelt.

Auch über dem Weihnachtsfest 1915 siehe also die Losung: Freude!

Freut Euch alle über das Fest zu Ehren dessen, der unser aller Namen mit seinem Blut in den Himmel geschrieben hat! Neben dieser Heilsbotschaft, die dem Weihnachtsfest zugrunde liegt, neben dieser ungeheuren Tatsache, daß alle Menschen gerettet sind, die sonst verloren wären, wenn er uns nicht zu Gottes Kindern gemacht hätte, verschwindet die Tatsache des größten Völkerkrieges, den die Erde je gesehen hat, wie eine belanglose Nebensache. Mag es noch so toll zugehen auf unserer Erde, die Tatsache, daß die Menschheit nicht mehr verloren, sondern ein für allemal erlöst ist, bleibt bestehen. — — —